

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 287.

Mittwoch, 19. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Draußen windete es ein wenig unter sternklarem Himmel. Der Havelock flatterte.

„Bist du auch warm, Tutta? Du hast nur so ein leichtes Mäntelchen an?“

„Fühle doch meine Hände, Onkel Sixt...“ Sie gab ihm die rechte Hand, die war weich und rundlich und ganz warm. Aber er schien doch nicht zufrieden. Er blieb stehen und untersuchte die Hand mit seinen Fingern wie ein Mediziner für Spezialfälle... „Der Puls geht zu schnell“, erklärte er. „Leidest du an Herzklopfen?“

„Was nicht noch?“ rief sie lachend, riß sich los und lief bis zur Balustrade des Hotelgartens, die den Vorplatz von den Terrassen der Parkanlagen trennte. „Schau, Onkel Sixt, welch herrlicher Abend! Es bleibt auch schön. Der Mond hat seinen Hof, und die Kassiopeia leuchtet blendend hell. Weißt du Bescheid in den Sternen?“

„Natürlich, ganz genau, besonders in der Gegend der Milchstraße. Das da drüben zum Beispiel ist der Große Bär.“

„I bewahre! das sind die Lichter von Mürren. Es stimmert überall in den Bergen.“

So war es. Die Berge schlossen dunkel die Fernsicht ab und hatten ihre eigenen Sterne. Tiefblick verirrte sich im Schwarz des Lüttchinentales, kletterte die Jungfrau ihre Silberhaube leuchten, wie unangenehm berührt schob der alte Mönch die rechte Schulter vor, Breithorn, Mittagshorn, der Tschingelgrat bauten ihre Kulissen in den Prospekt. Und darüber in unendlicher Spannweite ein fast kalkweißer Himmel, und unten in den Wiesen eine schwermütige Grillenmusik.

In stiller Lust senkte Tutta leise auf. „Onkel Sixt“, sagte sie, „fühlst du nicht auch einen wunderbaren poetischen Zauber?“

„Ne“, antwortete er, „ich fühle bloß, daß das eine windige Ecke ist. Wo kommt der infame Wind nur her?“ Der blies ihn jetzt von hinten an und kühlte ihm den Havelock über den Kopf. Caylus schlittete sich, schwamm mit den Armen durch die Luft und kroch wieder zum Vorschein. „Gehen wir weiter, Tutta, hier wird mir's ungemütlich und knöpfe dir den Mantel zu, du erkältest dich.“

Er wird schon väterlich, dachte Tutta. Wie leicht trampelt sich doch so ein Onkel! Sie schritt neben ihm, links um die Ecke des Hotelbaus, und da lief auch gleich der Weg bergan. Aber hier schwieg der Wind, es war merkwürdig, er fuhr mit kurzen Atemstößen umher und verpuffte sich von Zeit zu Zeit.

Man hatte eine gute Viertelstunde zu steigen, hatte über Laternen am Wege und Scheinwerfer vor den Pfadhäusern an der Lehne. Caylus fühlte sich müde, eine nervöse Abgespanntheit lag ihm in den Gliedern.

„Wo ist denn euer Feldlager?“ fragte er. „Wir müssen doch bald auf der Spitze des Leiterhorns sein.“

„Da ist es ja — hörst du es nicht?“

„Jawohl, man hörte etwas, man hörte das „Feldlager“, es mußte Gesang sein, aber kein Choral, es war eine schauerliche Unstimmigkeit.“

„Was ist denn das, Tutta? Das sind doch keine heulenden Hunde?“

„Nein, das sind unsere Mädchen. Die singen vor dem Schlafengehen ihre Nationallieder. Das ist Gewohnheitsrecht.“

Sie erläuterte die entsetzliche Sitte, gegen die auch die Henne nicht aufkam, weil sie in die Vaterlandslieder ihrer Herde nicht eingreifen wollte. Aber es waren zu viele Vaterländer vereinigt, und jedes hatte sein besonderes Nationallied, und der gesamte Niederstich klang durcheinander und zusammen, daß es zum Götterbarren war. Die jungen Damen aus der Schweiz hatten gleich drei verschiedene Hymnen, auf Deutsch, Französisch und Italienisch, je nach den Kantonen. Die Reichsdeutschen jubilierten mit ihrem „Deutschland, Deutschland über alles“, die beiden Engländerinnen piepsten „God save the King“, Helal heulte mit unbändiger Stimme etwas Persisches, eine kleine Schwedin sang im höchsten Distant „Du gamla, du fria, du fjällhöga nord“, Kofferchen brüllte die „sternbesäete Flagge“, Sylvia Barreiro ihr „Oid, mortales“, die niedliche Japanerin flüsterte ihr „Kimi-ga-yo“ — und so ging es weiter: es war an jedem Abend eine musikalische Orgie, vor der ein Menschenohr sich grauen mußte. Aber glücklicherweise lag die Villa so weit ab vom Dorfe, daß man dies urwüchsige Konzert unten nicht hörte.

„Es ist gut“, sagte Caylus, „daß ich Sohmemann nicht bei mir habe. Der würde mitsingen, seinem Organ nach gehört er auch in den Chor.“

Man stand jetzt vor der kleinen Gartentür und mußte Abschied nehmen.

„Wiedersehen morgen“ — und Caylus drückte dem Mädchen die Hand. „Ja, höre, wir haben den Bruderschaftsfluß vergessen. Im Hotel ließ es sich nicht machen, wollen wir ihn nicht nachholen?“

„Nein, Onkel Sixt“, antwortete Tutta, und ihre mondcheinlichten Augen spotteten ihn wieder an, „du hast dir in der Waisenhausstraße zu Bern schon einen Kuß auf Vorschuß genommen. Gute Nacht und Dank für den reizenden Abend!“

Caylus zog ohne Kuß ab, und Tutta öffnete die Gartentür und schlug auf einmal der Länge nach hin. Es tat nicht weh, sie war rasch wieder auf den Füßen und sah nun, daß netzliche Hände einen dünnen Strich vor die Tür gezogen hatten, über den sie gestolpert war. Das war natürlich Helals Werk. Warte nur, balde, überlegte Tutta und klopfte sich den Erdstaub vom Rock, morgen früh werde ich dich mit der Wasserkaraffe, du persischer Windhund... Mit diesem Vorsatz einer

energischen Widervergeltung durchschritt sie den Garten und klingelte dreimal in kurzen Zwischenpausen.

Der Großvater aus der Verjüngung.

Der Tennisplatz belebte sich schon. War die morgendliche Arbeitszeit vorüber, so griffen die Mädchen gewöhnlich zunächst nach ihren Rackets, um die vom Stillstehen in den Lehrstunden steif gewordenen Glieder wieder in Schwung zu bringen. Das war ihr „Training“. Hede Stetten, Helal Sineli, das Chicagoer Kofferchen, Sylvia Barreiro, die kleine, quaddlige Berten Gries und Ayaka Shimojo, das japanische Teeplüppchen, waren die ersten am Platze, der um diese Zeit für die Pension gemietet und abgesperrt war. Man spielte zwar in Partien, aber ohne Richter und Sachverständige, es war ein wildes Drausloshauen mit Schmetterbällen und Zuckhei und immer mit dem Mut junger Löwen und immer im Schuß, gleichgültig gegen Nervenfehler und das übliche „fair play“. Aber es war doch ein hübsches Bild für diejenigen, die über den Drahtzaun der Straße guckten. Die Mädchen allesamt in kurzen weißen Kleidchen, bloßarmig und kopffrei, Helal ungewohnt, mit naturechten Waden über purpurnen Socken, die winzige Japanerin in seltsam gebündelten Höschen, weiß und rot, sahen bis zu den Knöcheln reichend, wo gelbe Seidenschnüre sie zusammenhielten.

Jutta wartete noch am Eingang auf ihren Onkel von gestern. Der jagte schon im Laufschrift die Dorfstraße herab, winkte von weitem, traf leuchtend ein und stammelte zwischen erregten Atemzügen: „Ichuldigung, liebe Jutta, daß ich mich verspätet, verspätet, verspätet habe — ich mußte noch ein Tele, Tole, Telegramm von meiner Verstellmeier beantworten.“

„Verschnaufe dich erst, Onkel Sixtus, deine Sprache klingt etwas zerhackt, auch kenne ich leider deine Verstellmeier nicht.“

„Meine Haushälterin in Schwabing, der Ort liegt bei München. Bei mir ist eingebrochen worden. Im Atelier — man hat alle meine Bilder gemauert und den Tresor gesprengt.“ „Ach, du armer Onkel Sixt!“

„Sage das nicht, ich bin sehr glücklich darüber. In meinem Kassenschränk lagen nur einige alte Krawatten und ein paar ausgefranste Kragen, die Bilder aber habe ich nach dem Verkauf eines großen Gemäldes an die Stadt — es ist eine Maransicht mit Gewitterhimmel — auf meine Berühmtheit hin hoch versichern können — sonst taugen sie nichts, die Diebe können höchstens die Leinwand verwerten. Der eiserne Geldschrank muß mir natürlich auch ersetzt werden, auf Ersatz des Inhalts verzichte ich.“

„Dann gratuliere ich also herzlich.“

„Danke sehr! Jetzt stehe ich dir zur Verfügung.“

Auf dem Tennisplatz erfolgte zunächst allgemeine Vorstellung. Die jungen Damen scharten sich zusammen und bildeten einen Kreis. Jutta hatte ihnen erzählt, daß sie heute einem plötzlich entdeckten Onkel zeigen wolle, wie weit sie es in der Kunst des Jiu-Jitsu gebracht habe, und da war man denn neugierig. Caylus war die weibliche Zuschauerschaft nicht gerade wünschenswert, denn er hatte keine Ahnung von der ostasiatischen Ringerei und fürchtete von vornherein eine Niederlage. Aber er stellte sich kampfbereit auf die Füße, verschränkte törichterweise die Arme über der Brust und schaute Jutta herausfordernd an.

„Du mußt mich angreifen“, sagte sie. „Du mußt anfangen. Überfalle mich freundlichst, das verstehst du ja.“

Helal lüchelte, Ayaka Shimojo riß ihre schwarzen Augen weit auf, und Berten Gries rief ungezogen: „Man immer los, Onkel!“

Da packte Caylus zu, umschlang Jutta und wollte sie werfen. Aber gleich schrie er auch auf und schwenkte den rechten Arm im Kreise, Jutta hatte ihn anscheinend nur berührt — wie und wo wußte der Teufel, der Arm schmerzte ihm —, immerhin versuchte er es noch einmal mit seiner männlichen Kraft und lag im nächsten Augenblick auf dem weißflanellenen Hosenboden.

Die Damen jauchzten vor Vergnügen, aber Jutta reichte Sixtus die Hände und half ihm in die Sentrechte. „Steh wieder auf“, sagte sie, „es war nur ein Spaß, eine Bewegung der Fingermuskeln, es liegt eben am Handgriff, im Grunde genommen ist es ein Kinderspiel, aber es muß erlernt sein. Hast du noch Schmerzen?“

„Nein“, antwortete Caylus, „ich fühle mich nur grauenhaft blamiert. Meine ganze Mannheit ist flöten — Wien hat Europa besiegt.“

„Banzai!“ rief Ayaka Shimojo, zupfte an ihren Höschen und trat vor. „Wollen Sie auch mit mich kämpfen?“ fragte sie in ihrem unbeholfenen Deutsch.

„Ich danke ergebenst“, erwiderte Sixtus und verneigte sich, „ich kämpfe nicht mehr gegen diese verurteilte Allgewalt.“ Er suchte in den weiten Taschen seiner Jacke. „Ich fürchte, ich habe mich auch auf die Bonbonnieren gesetzt — nein, die sind heil geblieben —, darf ich sie den Damen gehorsamst anbieten?“

Er reichte Jutta und Ayaka je eine Schachtel mit Zuckerdosen, sie griffen hinein und gaben sie weiter, die Zähne bissen und die Wangen wölbten sich — der Onkel gewann wieder an Ansehen. Aber ihn verlangte nach einer Ehrenrettung.

„Du mußt mir Genugtuung geben, Jutta“, sagte er. „Ich will dir auch zeigen, daß du mich nicht müde gemacht hast. Komm, ein Matchball zu zweien.“

Sie war ohne weiteres dazu bereit, nahm ihren Schläger und Stellung vor dem Netz. Ihr erster Ball wirbelte hoch, schlug auf, ein Gegenwurf trieb ihn ihr wieder zu, sie stürzte nach rechts und gab ihn zurück. Ball für Ball durchschnitt die Luft, ringsum standen die Mädchen, tauschten Bemerkungen aus und mischten mit aufmunternden Ausrufen sich unstatthaft in das Spiel. Kein Schlag ging ins Leere, Jutta behielt ihre schöne Anmut in der Rundung der Bewegungen, die Blick huschten umher, lebhaft färbte sich ihr Gesicht, unter der leichten Bläue hob und senkte sich stürmisch ihre Brust. Und plötzlich fühlte sie, daß die Nerven versagen wollten, ein unsichtbarer Gegenstrom lähmte ihre Gewandtheit. Mit den Bällen flogen aufrührerische Gedanken ihr zu. Sie sah in den Augen des Partners ein Blickleuchten, sah eine jähe Rücksichtslosigkeit in seinen Zügen, wenn pfeifende Schwingkraft seinen Ball beherrschte, sie fühlte triebmäßig eine Gefahr durch seine Nähe. Dagegen kämpfte sie an, sie wollte sich nicht besiegen lassen und nannte sich albern, daß sie diesen Sieg fürchtete, als sei es ein Unterliegen von Herz und Seele und Leib. „Hallo!“ rief sie laut und Mirrend, als wollte sie mit dem Ball einen Wutschrei gegen ihn schleudern, ein Schweißperlchen rann von ihrer Stirn, ihr Blick verwirrte sich, sie wurde unachtsam, hing den letzten Ball ohne Gegenschlag mit der hohlen Hand und ließ ihn achlos zu Boden trudeln.

„Ich bin zu zerstreut“, sagte sie einfach, und tat einen sehr tiefen Atemzug. Die seltsame Verwirrung hielt noch an, sie wischte mit der Hand das kleine, glühende Schweißperlchen vom Nasenrücken und streifte mit scheuem Zitterblick Caylus, der mit gutmütig lachendem Gesicht den Schläger vor ihr senkte.

„Ehre dem Besiegten, Jutta! Zuerst spieltest du mit sicherer Hand, suchtest auch immer mit blinkenden Augen nach einer verbesserten Nezhposition, ich merkte das gleich. Und dann sahen dir auf einmal die Nerven im Schläger.“

Die Mädchen stimmten bei, sie übten scharfe Kritik. Helal, in gereizter Laune, weil Jutta in aller Morgenfrühe die Wasserkaraffe über ihr Kopfknien entleert hatte, riß mächtig den Mund auf, Berten Gries schrie ihr zu: „Zensurnummer Nullnull“, Ayaka Shimojo wollte ihr einen neuen „Effektausschlag“ zeigen, dabei dem Straßenzaun zu nahe und quiekte bei einer Bückung. Es stand da nämlich ein alter Herr auf der Straße, hatte seinen Stod durch das Drahtgeflecht gesteckt und damit die verlängerte Rückenansicht Ayakas berührt.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstliches Land.

So biete dich dar, geliebte Trift,
Vom Strom durchzungen, vom Gebirg begrenzt;
Noch zeichnest du dich mit derselben Schrift
In unser Herz, vom fahlen Licht beglänzt.

Doch wechselt schon mit bunten Farbatfordern
Zum düstren Feuer schmelzende Gemarken;
Der Fluß verrinnt grau über seinen Borden
Und Wolken schleppen: Träge Himmelsbarken.

Berwaisste Fadel scheint der Sonne Brunt,
Nicht jätlich mehr geschwellt vom Sang des Westes;
Symbol des Abschieds steht ein kahler Strunt
Im Nebelschrein: Reliquie des Festes.

Aber ein Strahl bricht aus dem Herzen vor
Und überflammt das Sterben und Vergehen;
Es öffnet weit sich der Erinnerung Tor
Und klingt vom Frühling und vom Auferstehen.

Alfred Hof.

Reise mit Hindernissen.

Ein Reisebericht von Johann Kaspar Goethe.

Aus den in Briefform verfaßten italienischen Tagebuchaufzeichnungen von Goethes Vater veröffentlichen wir nachstehend auszugsweise einen interessanten von Emmy Pfeiffer übersehten Abschnitt. Die Reisebriefe wurden aus Anlaß des Goethe-Jubiläums im Auftrage der Kgl. Italienischen Akademie von dem Turiner Professor Arturo Farinelli, der zeitweise als Präsident des Kölner Petrarca-Hauses in Deutschland weilte, herausgegeben.

... Unglücklicherweise unternahm ich diese Reise, ohne daran zu denken, daß die Pest in der Türkei herrschte und sich bis an die ungarischen Grenzen bemerkbar machte. Da ich nun aus jener Gegend, aus Wien, kam, hielt man mich, als ich den venezianischen Staat betrat, für einen Menschen, der eine ansteckende Krankheit mit sich herumträgt. Ich war daher gezwungen, mich der üblichen Desinfektionskur zu unterziehen, welche die allzu ängstlichen Venezianer für einreisende eingeführt hatten. In Wien hatte man nichts von der Pest gemerkt. Nur an der venezianischen Grenze sah man mich als pestverdächtig an.

Hier war der Durchgang auf der Hauptstraße durch veritterte Tore versperrt. Bei meiner Ankunft wurden sie geöffnet. Ein Offizier der Wache näherte sich mir und stellte einige Fragen an mich. Darauf führten mich einige Soldaten zu einem kleinen Häuschen oder besser gesagt meinem Gefängnis, denn es war eingepfählt und mit doppelt veritterter Pforte versehen. Als ich dort ankam, fand ein großer, sehr dicker Mann mit halbverwilderter Miene hinter dem Gitter. Von weitem zeigte ich ihm auf einer Schaufel meinen Empfehlungsbrief. Er nahm ihn in Empfang und hielt ihn über ein qualmendes Räucherfaß. Nachdem er ihn darauf gelesen hatte, versprach er mir jede eventuelle Hilfe. Hierauf wurden die Gitter geöffnet und meine Sachen hineingetragen. Als ich dem Warden, dem Leiter der Quarantäne einige verbindliche Worte sagen wollte, drängte er mich zurück und rief mit pathetischer Stimme, ich solle ihm nicht nahe kommen. Was für ein gesittetes Benehmen! Aber ich hatte Geduld. Er deutete schließlich mit dem Finger auf einen Mann, der mein Wächter sein sollte. Dann zog er sich zurück.

Das Gitter fiel ins Schloß, und ich blieb mit meinem Wächter allein, ohne irgendwelche Verbindung mit der Außenwelt. Von hier aus wurde ich nun in ein Zimmer im Erdgeschoß geführt. Darin standen zwei Betten und ein Spiel roh gezimmerte Stühle mit einem ebensolchen Tisch. Das Licht drang durch zwei Läden herein, die so dicht waren, daß man sie nur mit einer Leiter erreichen konnte. Die zwei Türen befanden sich in sehr schlechtem Zustand. Sie waren in ihrem unteren Teil durchlöcherig, die Ränge und Ratten mühelos aus- und eingehen konnten. Eine Tür führte in den Garten oder vielmehr eine sehr kleine, umzäunte Wiese, die andere in die Kammer meines Wächters oder besser gesagt Spions. Eine wahre Spelunke, die trübsinnige Gedanken hervorrief. Aber was tut man nicht alles, wenn man von dem Schicksal besetzt ist, fremde Länder zu bereisen! Man muß alle Unbequemlichkeiten in Kauf und macht kein Aufheben davon.

Was das Essen anbelangte, so wurde ich von dem Hause des oben erwähnten Direktors versorgt. Die Platten, mager wie fett, waren überreichlich, aber allzu einförmig. Es gab Woche für Woche dasselbe wie bei uns in den Armenhäusern, wo die Leute ganz genau im Voraus wissen, was auf den Tisch kommt. Aus diesem Grunde nahm von Tag zu Tag mein Appetit ab und blieb schließlich ganz aus. Als mein Wächter sah, daß ich die Speisen fast nicht anrührte, erblühte er darin das Vorzeichen einer Pestkrankung. Ich erklärte ihm, daß die wirkliche Ursache meiner Magenverstimmung nur in der Einförmigkeit der Speisen bestünde. Aber er wollte es nicht glauben. Ich versiel daher auf einen anderen Ausweg und warf einen Teil der Speisen aus dem Fenster und den Hunden im Hofe vor; in wenigen Augenblicken hatten sie alles verschlungen. Auf diese Weise machte ich mich selbst gesund, und mein Wächter begann anderer Meinung zu werden. Ganz in Ordnung kam ich allerdings erst am Ende dieses Fegfeuers. Ich lernte aber an diesem Beispiel, daß wenige Speisen genügen, um uns bei guter Gesundheit zu erhalten.

Dieses Leben führte ich vier Wochen lang; am Ende der dritten genoss ich größere Freiheit als in der ersten, denn es wurde uns gestattet, einige neuangeworfene Leidensgefährten zu besuchen. Man war nicht mehr so streng in der Absonderung des Einzelnen; ja, es wurde uns sogar hierauf bekannt gegeben, daß die Quarantäne bald aufhören und man uns am Ende der vierten Woche entlassen würde. Diese Mitteilung nahmen wir mit großer Dankbarkeit auf, da die Gefangenschaft recht unbequem war. Schließlich erklärte uns der Direktor für entlassen.

Nun sagte ich ein wenig Mut. Mir war in jener Zeit ein struppiger Bart gewachsen gleich einem Kapuziner. Da ich ihn mir abnehmen lassen wollte, zeigte sich der Direktor von seiner höflichen Seite und geleitete mich persönlich nach der unvergleichlichen Festung Balmanova, wo ich mein finsternes und barbarisches Aussehen in ein menschlicheres verwandeln lassen wollte. Bei dieser Gelegenheit besichtigte ich die ganz neue Festung. Sie ist schön und regelmäßig gebaut. Ihre Häuser, nicht höher als zwei Stockwerke, sind durch die Befestigungen gedeckt.

Daß ich bei meiner Entlassung für Zimmer, Essen und Wärter eine Rechnung je Tag bezahlen sollte, versetzte mich in die größte Not. Unter diesen Umständen ist es gar nicht so übel, Direktor zu sein, sondern im Gegenteil sogar recht einträglich. Man zieht die Quarantäne solange wie möglich hin, nur um recht viel Geld herauszuschlagen. Aber es nützt nichts, sich bei dem Richter zu beschweren, denn dazu gehört Erfahrung, und die geht den fremden Neulingen ab. Ich reiste von jenem verwünschten Ort heiteren Herzens ab und hatte keine andere Genugtuung, als einige Wochen später zur Karnevalszeit in Venedig zu sehen, wie großspurig dort der Direktor und mein Wärter mit meinem Gelde auftraten. Verflucht seien jene niederträchtigen Menschen! Wie man mir damals erzählte, hatten sie mich acht Tage länger als vorgeschrieben dort behalten.

Die Leihgabe.

Von Martha von Zobeltitz.

In einer deutschen Großstadt wohnte ein älteres, gütiges Fräulein, dessen Umgang größtenteils aus hilfsbedürftigen Künstlern aller Schattierungen bestand. Stets handelte es sich um eine „vorübergehende Notlage“, und manche brachten eine Art Pfandobjekt, eine Statuette, ein Bild oder anderes, was sie für wertvoll hielten und wieder einzulösen beabsichtigten, doch kam es nie dazu. Das ältere, gütige Fräulein fand das zuerst hochanständig, mit der Zeit bevorzugte sie jedoch die Besucher, die sie geradezu anpumpten, denn ihre Wohnung begann sich mit Scheu-seligkeiten zu füllen, die nur zum Teil Talentproben waren und ihr Abdrücken verursachten.

Als nun die Ungunst der Zeit auch das Fräulein zur Abwanderung in eine kleinere Wohnung nötigte, schrieb sie an alle ihre Kunstdeponitäre und bat sie, ihr Eigentum wieder abzuholen, es sollte dabei von Rückzahlung nicht gesprochen werden. Drei erschienen denn auch wirklich, davon bat einer um das „verauslagte Fahrgeld“. Vier schrieben, das Fräulein möge die Klamotten und Halsbänder nur sorgsam aufbewahren, sie selbst hätten vorläufig noch genügend davon auf Lager. Andere schwiegen sich aus, und ein halbes Dutzend Briefe kam als unbestellbar zurück.

Unter den nach unbekannt Verzogenen befand sich auch ein gewisser Gerd Fall, von dessen Vorliebe für die Anwendung des Spachtels ein Riesenschinken zeugte, den man je nach Hoch- oder Querhängen für eine gewaltige Landschaft

mit Bergspitzen oder Wellentälern ansehen konnte. Vor dieser nicht unbegabten Kraftleistung stand das Fräulein sinnend. Sie konnte die Kiesenleinwand weder der Blindenheimentombola, noch dem Preisbogertklub spenden, ein Weg, den manch anderes Stüd nahm. Ihre Neubauwohnung wies auch keine Wand auf, die es ertragen hätte. Nun erinnerte sie sich, daß dem im Entstehen begriffenen Museum ihrer kleinen Heimatstadt Boberau eine Bildergalerie angegliedert werden sollte, und zwar, um den Mäzenen Zeit zum Lustknappen zu lassen, aus „Leihgaben“. Das gefiel ihr, es war nichts Endgültiges. Wenn Gerd wider Erwarten noch auftauchte, konnte sie stets sagen, wo er sein Bild finden und etwa zurücknehmen dürfte.

Sie schrieb dem rührigen jungen Museumsleiter, und belam Bescheid, daß ihre „Leihgabe“, kurz „Sturm“ genannt, willkommen sei. Bei Besichtigung des Gemäldes, mal so rum, und mal so, seufzte der Herr allerdings beträchtlich, aber schließlich gab es noch viele freie Wände im Museum von Boberau, und da er das Bild nicht als Meisterwerk bezeichnen wollte, nannte er es in dem kleinen Katalog „wertbeständig“, warum nicht? Es hatte nie viel Wert gehabt, darin blieb es „beständig“. Und gerade dieses Bild lockte die Besucher an, etwas so Berrücktes hatten sie noch nicht gesehen. Ein Kunstplauderer schrieb darüber und deutete an, daß vielleicht ein Genie den verkannten Künstler gestorben sei.

Hier irrte der Kunstplauderer.

Auf dem Wege der Makulatur kam gelegentlich eines Umzugs der Artikel in zahlreichen Exemplaren nach einer Boberau benachbarten Stadt, in der bei dem Malermeister Truppler ein junger Mensch Zweitgeselle war, der sich Gerd Fall nannte und behauptete, ehemals „Kunstmalers“ gewesen zu sein. Das war so ein Geschmuse, auf das der alte Truppler nichts gab. Deshalb behielt er die Namens-erwähnung aus dem Artikel für sich, als er sie in einem gerühmten Zeitungsblatt fand, aus dem er beim Frühstück auch seinem Geiste neue Nahrung zuführte. Wozu dem fladusigen Bengel neue Raupen in den Kopf setzen? Immerhin beschloß er, ein bißchen auf den Busch zu klopfen, und er klopfte so lange und so ungeschickt, daß seine Familie bald Bescheid wußte, und drei Tage darauf Gerd Fall das Blatt auf seiner Stube fand, denn der alte Truppler hatte eine junge Tochter — und na ja, wie das so ist ...

Gerd Fall zuckte die Achseln. Ein Bild von ihm in einem Museum, das wäre gelacht. Dennoch ließ es ihm keine Ruhe. Er schrieb nach Boberau und umgehend kam Bescheid, so und so, und ob der Schöpfer sich nicht ansehen wolle, wie sein Werk plaziert sei. Die Neugierde machte schnell die Runde, und das Ehrenvollste schien allen, daß das Bild sogar im Katalog stand, obwohl es eigentlich selbstverständlich war.

Am nächsten Markttag machte sich die Familie Truppler mit ihrem Zweitgesellen auf den Weg nach Boberau, nachdem der Lieferwagen mittels Bodkästen in eine Limousine verwandelt worden war. Gerd, der zuerst sehr hochgemut gewesen war, wurde zusehends stiller. Er hatte mancherlei in diesen letzten Jahren zugelehrt und fürchtete sich ein wenig vor dem Wiedersehen mit seinen „Jugendsünden“.

Im dritten Raum des alten Patrizierhauses, das nunmehr Museum war, begann der Bilderlegen, von dem man es als Glück bezeichnen konnte, daß es zumeist „Leihgaben“ waren. Hier traf Gerd auf eine gewisse Farbenhäufung, die ihm verdammt bekannt vorkam. Sie hing hochkant, und Gerd legte den Kopf auf die Schulter, um zu sehen, ob sie quer ihm erinnerlicher wäre. Dabei las er seinen Namen, freilich stark verschörkelt und nicht ohne weiteres erkennbar.

Truppler versicherte sich bei dem herfürgetretenen Herrn Direktor, daß keinerlei Angebot auf das Bild vorlag, und blühte dann streng seinen Zweitgesellen an. „Ist das Bild von Ihnen?“ — Es lag soviel dunkles Drohen in der Stimme, daß Gerd, die Augen halb stolz, halb ehrlich entsezt auf die „Jugendsünde“ geheftet, erklärte, es müsse eine Verwechselung vorliegen — das Bild sei nicht von ihm. „Ich würde es Dir auch nicht geraten haben!“ knurrte Truppler. Vorbei war der Museumsbahn. Der rührige Direktor schrieb nun an das ältere Fräulein, aber die war gerade in das Land verzogen, in dem die Post nichts zu bestellen hat. So blieb der „Sturm“ namenlos, wo er war, bis nach Jahren einmal ein neuer „Gerd Fall“ eintraf, der dem Museum gehören sollte unter der Bedingung, daß der „Sturm“ verschwinde.

„Also doch“, lächelte der Direktor. „Jetzt gebe ich den „Sturm“ erst recht nicht fort. Jugendsünden sind manchmal wertbeständiger, als reife Alterswerke!“ Und hing das Bild außer Sicht.

Kleine Geschichte.

Von Hans Seiffert.

Mnemotechnik.

Sabottke ist ein Gedächtnisphänomen.

Die Leute behaupten, er könne noch nach Jahren jeden Menschen, den er einmal flüchtig kennengelernt, mit seinem Namen ansprechen.

„Wie machen Sie das bloß?“ wundert sich einer.

„Sehr einfach. Durch Mnemotechnik. Durch Ketten von Assoziationen, die dann bei der Wiederbegegnung wieder ablaufen und schließlich sozusagen zwangsläufig den Namen reproduzieren.“

Der andere hat kein Wort verstanden und fragt:

„Wie merken Sie sich beispielsweise, daß ich Weinberger heiße?“

Der Gedächtnisathlet fixiert ihn drei Sekunden aderscharf.

Dann lächelt er.

„Ganz unkomplizierter Fall. Sie haben eine rote Nase — das kommt vom Trinken — groß sind Sie auch — also: Wein und Berg. Macht Weinberger.“

Und auf die zweifelnde Miene des anderen:

„Wetten, daß ich Sie mit Ihrem Namen begrüße, wenn wir uns wieder begegnen?“

Bierzehn Tage später treffen beide Herren sich auf der Straße.

Sabottke schaut den anderen forschend an.

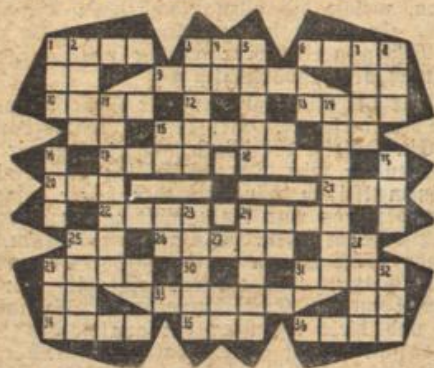
Wiederholt leise für sich:

„Rote Nase — kommt vom Trinken — groß ist er auch ...“

Zieht lächelnd den Hut und sagt triumphierend:

„Guten Tag, Herr Bierbaum! Na, was sagen Sie nun?“

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Papiermaß. 3. Nordischer Dichtungsart. 6. Gangart. 9. Europäische Hauptstadt. 10. Eise. 13. Sangsstück. 15. Himmelsrichtung. 17. Fluß in Italien. 20. Stadt in Lettland. 20. Englische Insel. 21. Männlicher Vornamen. 22. Teil des Auges. 24. Metall. 26. Inneres Organ. 29. Luftbewegung. 31. Geflügelart. 33. Teil des Weinstocks. 35. Franz. Verneinung. 36. Liebesgott.

Senkrecht: 1. Bild. 2. Nebenfluß der Donau. 5. Zahlengruppe. 7. Kriegsgott. 8. Erfrischungsgetränk. 11 und 14. Je ein europäischer Staat. 16. Deutscher Ort. 19. Farbe. 23. Schlachtort 1870/71. 24. Reinigungsgerät. 25. Baum. 28. Männername. 29. Fragewort. 30. Rälteprodukt.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 12. Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Karussell. 2. Alis. 3. Kar. 11. Cab. 13. Bulle. 15. Haar. 17. Elias. 20. Erg. 21. Tau. 23. Stall. 24. Edermann. Von oben nach unten: 1. Kaskemme. 2. Uff. 3. Stab. 5. Es. 6. Lohengrin. 8. Saale. 10. Firt. 12. Lec. 16. Ralte. 19. Saar. 22. Uff.